

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 53 (1948-1949)
Heft: 21-22

Artikel: Zum 200. Geburtstage von Johann Wolfgang Goethe
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-315543>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZERISCHE LEHRERINNEN-ZEITUNG

Redaktion: Olga Meyer, Samariterstraße 28, Zürich 32, Telephon 24 54 43

Expedition und Inserate: Buchdruckerei Büchler & Co., Bern, Tel. 2 77 33, Postcheck III 286

Jahresabonnement: Fr. 6.50. Inserate: Einspaltige Millimeterzeile 16 Rappen

Erscheint am 5. und 20. jedes Monats

20. August 1949 Heft 21/22 53. Jahrgang

Zum 200. Geburtstage von Johann Wolfgang Goethe

J. W. Goethe, geb. am 28. August 1749, gest. am 22. März 1832

Schaff, das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!
Laß, o laß mich nicht ermatten!
Nein, es sind nicht leere Träume:
Jetzt nur Stangen, diese Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten.

Nachfolgende Betrachtungen möchten Anregung, Erholung und changement d'idées bringen und die Lehrerinnen vor allem ermuntern, das eine und andere der angeführten Bücher zu lesen.

GOETHE-DARSTELLUNGEN AUS DER GOETHE-ZEIT

von Carmen Kahn-Wallerstein

In den nahezu hundertundzwanzig Jahren seit Goethes Tod haben die Publikationen über ihn die Zahl von vielen Zehntausenden erreicht. In jeder neuen Generation haben sich Berufene und Unberufene mit ihm befaßt, die Ideen und Anschauungsweisen ihrer Epoche an ihn herangetragen. Zu allen Zeiten blieb sich nur eines gleich: daß wer von Goethe sprach, ohne es zu wollen, viel von sich verriet. Das ist auch bei den Goethe-Porträts nicht viel anders, die grundverschieden voneinander sind und alle mit der persönlichen Auffassung zugleich etwas vom Wesen des Malers spiegeln. Wie sich aus sämtlichen Goethe-Bildern vielleicht eine Vorstellung von seiner leiblichen Erscheinung gewinnen läßt, so könnten sämtliche Aufzeichnungen schließlich sein Wesen deutlich machen. Am reizvollsten und aufschlußreichsten müssen naturgemäß jene Goethe-Darstellungen sein, deren Verfasser Goethe und sein Wirken erlebt und gesehen haben. Außer Eckermann, dessen weltberühmtes Buch jeder Gebildete kennt, sind als Augen- und Ohrenzeugen der Kanzler von Müller, Professor Riemer und Hofmeister Soret überaus wichtig. Wir müssen, wenn wir ihre Aufzeichnungen lesen, allerdings auch einen Begriff von diesen Männern zu gewinnen suchen, des Goethe-Wortes an Knebel eingedenk: « Ist es doch immer die Individualität eines jeden, die ihn hindert, die Individualitäten der andern in ihrem ganzen Umfang gewahr zu werden. »

Johann Peter Eckermann,

der Verfasser der « Gespräche mit Goethe »,

ist die seltsamste Gestalt in der Umwelt des alten Goethe. Er ist im September 1792 als Sohn eines Hausierers in Winsen an der Luhe, in der Lüneburger Heide, geboren. Arm, fleißig und bildungshungrig, erinnert er in seinem Werdegang an den Dichter Hebbel. Der Förderung des Ortsgeistlichen, der durch Zufall auf die zeichnerische Begabung des verträumten Knaben aufmerksam geworden ist, dankt der Mittellose die Gönner, mit

deren Hilfe er studieren kann. Eine Zeitlang erwirbt er sein Brot als Kanzlist in französischen Diensten; die Freiheitskriege finden ihn in den Reihen der Freiwilligen. Früh schon fasziniert ihn, der sich selbst als Dichter versucht, das Werk Goethes. Er sendet dem bewunderten Mann seine « Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe ». 1822 versucht er ein erstesmal vergeblich, den gerade in Böhmen zur Kur Weilenden am Frauenplan zu sehen. Erst im darauffolgenden Jahre glückt es ihm, in Goethes Antlitz zu schauen. Schon lange ist er so erfüllt von verehrender Liebe, daß er sich im Traum an dessen Tisch im Kreise seiner Liebsten und Nächsten sitzen sah. Goethe hat nach Eckermanns erstem Besuch an Knebel geschrieben: « Heute geht ein gar feiner junger Mann von hier ab, mit Namen Eckermann, den Du gewiß freundlich aufnehmen wirst. Er denkt sich ein Vierteljahr in Jena aufzuhalten, ist aus Niedersachsen gebürtig, kennt die deutsche Literatur und hat zu meinen Arbeiten besondere Neigung und Vertrauen. » Eckermann kommt zur rechten Stunde zu Goethe, der seinem Verleger Cotta erzählt, daß « diesen Sommer in meiner Abwesenheit ein Repositur zusammengestellt worden, worin alles enthalten ist, was jemals Gedrucktes und Ungedrucktes von Werken, Schriften, Arbeiten und Vorarbeiten von mir ausging; wo alle Tagebücher zu Haus und in der Fremde, alle Fragmente und, was mehr ist, seit gewissen Jahren sämtliche an mich erlassene Briefe und die bedeutendsten von mir ausgegangenen in einigen Schränken aufbewahrt sind. Mit dieser Anordnung und mit einem vollständigen Verzeichnis ward ich bei meiner Rückkehr überrascht, und ich verhandele nun mit meinen älteren und jüngeren Freunden, wie davon Gebrauch zu machen sein möchte und wie, wenn ich auch abgerufen würde, doch nichts verloren sein dürfte. » Bald ist das Schicksal des « gar feinen jungen Mannes » entschieden, dem der verdiente Goethe-Forscher Houben sein erschütterndes Buch « Eckermann, ein Leben für Goethe », gewidmet hat. Er wird Mitarbeiter an der « Ausgabe letzter Hand » und versäumt über dem Glück, in Goethes Nähe leben, seinem Werk dienen zu dürfen, sein eigenes Dasein zu gestalten und die Möglichkeit, festen Boden unter die Füße zu bekommen. Eckermann war nie, wie man lange glaubte, « Goethes Sekretär », er hatte keinerlei feste Einkünfte und brachte sich kümmерlich mit Stundengeben durch. Sein mächtiger Gönner gab ihm immer nur Versprechungen und verschaffte ihm eines Tages den Doktorhut der Universität Jena. Man kann Eckermanns ewige Braut in Hannover wohl verstehen, die in ihren Briefen oft bittere Worte findet, weil sich keine der Hoffnungen Eckermanns erfüllt und die Hochzeit immer wieder verschoben werden muß. — Schließlich verwendet sich der Genfer Frédéric Soret, der Erzieher von Carl Augsts Enkel Carl Alexander, für den lebensuntüchtigen Mann mit dem reinen Herzen und erreicht, daß er als Lehrer für Deutsch und Englisch zum Prinzen berufen wird und ein bescheidenes, aber sicheres Gehalt bekommt. Eckermann heiratet nun sein Hannchen, das im zweiten Wochenbett stirbt und dem weltfremden Mann den Erstgeborenen, den späteren Maler Karl Eckermann, zurückläßt. — Noch unter Goethes Augen begann der Jünger, dem nichts Eigenes glücken wollte, die Aufzeichnung der « Gespräche ». Nach Goethes Tod lebte er nur noch für seinen Sohn und die Vögel, die er in seiner Stube beherbergte. Von seinem einstigen Zögling Carl Alexander erhielt das « Doktorchen » den Hofratstitel und eine kümmерliche Pension, die ihn zwang, als Goethe-

Reliquie zeitlebens in Weimar zu bleiben, da der Hof seine inständigen Bitten, ihm auch in seiner Heimat diese Unterstützung auszuzahlen, immer wieder abwies. Die Mutter Carl Alexanders, Großherzogin Maria Paulowna, beschäftigte ihn als Bibliothekar. 1837 veröffentlichte er seine «Gespräche». Der Verleger Brockhaus, der Eckermann nachweislich betrogen hat, gewann trotzdem den gegen ihn angestrengten Prozeß, der des Autors gesamte Ersparnisse verschlang. 1848 veröffentlichte er den dritten Band seiner «Gespräche» mit Hilfe der Aufzeichnungen, die ihm sein Freund Frédéric Soret großmütig zur Verfügung stellte. Manchmal versetzte ein Traum den immer mehr zum Sonderling Gewordenen tröstend aus der trüben Gegenwart in Goethes Nähe. Am 3. Dezember 1854 durfte er endlich seinem Meister in den ersehnten Tod nachfolgen.

Wenn wir Eckermanns «Gespräche mit Goethe» lesen, machen wir uns selten einmal klar, welchen Glücksfall dies dem Leben abgelauschte Kunstwerk darstellt. Es bleibt dabei außer acht, daß literarhistorische Vergleiche zwischen Eckermanns und Sorets Papieren die Zuverlässigkeit beider Männer erhärtet haben. Eckermanns Buch ist ein Phänomen, das uns persönlicher, echter und lebendiger als ein Dokumentarfilm nicht nur die Gespräche überliefert, sondern darüber hinaus Sprechweise, Haltung und Gesten des alten Goethe. Wir bekommen eine deutliche Vorstellung von der Atmosphäre am Frauenplan, dem Leben des Greises, seiner Weltschau und seiner reifen Menschlichkeit. Nicht zufällig berührt uns der letzte Satz der «Gespräche» wie ein Schlüsselwort: «Ich aber bewahrte seine großen und guten Worte in meinem Herzen.» Es ist ein ehrfürchtiges Herz, das uns solche Worte bewahrte und uns erfassen läßt, daß unter Goethes Werken sein Leben nicht das geringste Kunstwerk gewesen. Eckermann zeigt uns Goethe auf dem Gipfel der «Pyramide seines Daseins», als einen, der alles Sterblichen Erreichbare durchmessen und erreicht hat. Die Gespräche zeigen den Meister mit Jüngeraugen gesehen. Sie entsprechen am meisten dem abgeklärt-würdigen Porträt Stielers, dessen Züge keinerlei Verfall wiedergeben und dem Antlitz die Schönheit der Reife und der Größe aufprägen. Es ist in dies Goethe-Bild Eckermanns nichts hineingedeutet, wenn schon alles Nur-Menschliche wegretouchiert ist. Der Darstellende ist so völlig an Goethe hingegeben, daß wir ihn durch dies Medium vor uns wandeln sehen und seine Stimme zu hören glauben. Das Lächeln über das Eckermannchen, das Überhebliche wagen, kann ihm nichts anhaben, dem verehrende Liebe gebührt. Ohne Eckermanns Buch wäre uns Goethes Gestalt noch weit mehr zum Schatten verblaßt und entrückt, kostbarste Schätze seiner Weisheit wären spurlos im Meer der Vergänglichkeit versunken. Wenn wir ausschließlich die Eckermann-Gespräche besäßen, so könnten wir schon von diesem Reichtum lange zehren und Goethes Wort an uns erfahren: «Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun.»

Kanzler Friedrich von Müller,

aus dessen Nachlaß Aufzeichnungen über «Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller» stammen,

ist im April 1779 in Kunreuth in Franken zur Welt gekommen. Er entstammt einer bürgerlichen Familie, die seit Generationen dem Geschlecht der Egloffsteins dienstbar war. Schon als Siebzehnjähriger fällt er seinen

Lehrern durch vielseitige Interessen und die Neigung zu universeller Bildung auf. 1800 kommt der gesellschaftlich gewandte junge Mann wohl empfohlen zu den Weimarer Egloffsteins, die am Hofe und im Umkreis Goethes eine Rolle spielen. Von ihnen protegiert, erhält er eine Anstellung als Regierungsassessor. Schon bald wird er befördert, da er Anteilnahme und Vertrauen des Herzogs Carl August von Weimar gewinnt. Müller hat einen lange schwelenden Vormundschaftsprozeß rasch und geschickt zu Ende führen können und bei dieser Gelegenheit seine spätere Frau kennengelernt. Bereits mit siebenundzwanzig Jahren weist Müller die charakteristischen Eigenschaften auf: Sicherheit, Eigenmächtigkeit und Selbstvertrauen. Obwohl er weiß, daß ihm, dem Bürgerlichen, die Karriere dadurch erschwert wird, heiratet er eine Bürgerliche. 1806 gelingt es dem liebenswürdigen, überlegenen Diplomaten, den erzürnten Napoleon seinem Herzog und dessen Land günstig zu stimmen und eine für den Fürsten gefährliche Situation zu meistern. Für dies Verdienst wird Müller 1807 geadelt, hat aber, wie einst Goethe, der konservativen Hofclique um die Herzogin Luise gegenüber einen schweren Stand. Wie Goethe ist auch Müller ein freisinniger Legitimist. Er wird Kanzler, das heißt der oberste Justizbeamte des Ländchens, und führt als solcher bedeutsame Reformen durch. Er begründet das Oberappellationsgericht in Jena und trennt Justiz und Verwaltung. Er ist zugleich Mitschöpfer einer freisinnigen Städteordnung. Carl August beauftragt ihn mit der Sichtung und Ordnung seiner Papiere, Goethe zieht ihn bei Abfassung seines Testamente zu Rate. Der erst nach dem Tode des letzten Goethe, Walter, verwirklichte Plan, Haus und Sammlungen des Dichters zu einem Nationalmuseum zu machen, geht auf Kanzler von Müller zurück. Er verfertigte Abschriften von allen Briefen Goethes und legte eine Sammlung von Urteilen über Goethe und seine Werke an. Das Jahr 1848 erschütterte Müllers Gesundheit und machte seine ehrenvolle Pensionierung notwendig. Wenig später erlag er einem Krampfanfall. Durch viele rasch aufeinanderfolgende Todesfälle in der Familie gerieten die Papiere von Müllers von Hand zu Hand und in einige Unordnung, so daß seine aufgezeichneten Unterhaltungen mit Goethe erst 1869 ans Licht kamen.

Der Kanzler von Müller war vermutlich der einzige Mensch im Umkreis des greisen Goethe, der durch seine negativen Eigenschaften, Indiskretion und Eigenwilligkeit, noch Ausbrüche unbeherrschten Zornes hervorufen konnte. Er nahm diese selbstverschuldeten Affekte übrigens gelassen und ehrfürchtig hin. Wie hoch Goethe den Kanzler anderseits schätzte, beweist dessen Erneunung zum Testamentsvollstrecker und zu einem der Vormünder seiner Enkel. Kam von Müller nach einem Zornausbruch anderntags wieder an den Frauenplan, konnte der Greis beiläufig sagen: «Wer mit mir umgehen will, muß zuweilen auch meine Grobianslaune zugeben, ertragen, wie eines anderen Schwachheit oder Steckenpferd.»

In keiner anderen Goethe-Darstellung finden wir so viele bittere Bemerkungen über Welt und Umwelt, so häufige Äußerungen greiser Grämlichkeit und des Überdrusses am immer wieder komplizierten, leidigen Dasein. Der angebliche Olympier und Götterliebling stöhnt hier oft genug über das «gemeine Menschenschicksal», so wie er es als junger Mann im «Werther» getan hat. Desto großartiger und leuchtender tritt uns aus solcher Schilderung der Weise entgegen, am unvergänglichsten in der des Kanzlers von jenem 29. April 1818, da er mit Goethes und seiner jungen

Freundin, der Malerin Gräfin Julie Egloffstein, zu dem naturforschenden Eremiten nach Dornburg gefahren ist. Die beiden jungen Menschen wissen nicht, ob Goethe in der Stimmung ist, Besuch zu empfangen. Sie warten gespannt in einem der drei Schloßchen, bis zu ihrer jubelnden Freude nach einer Stunde Goethe «ernst und feierlich» durch den Garten heranschreitet. Er tritt aus der Stille einsamer Betrachtung zu Menschenkindern, die ihn verehrend lieben, und nach scherzendem Geplauder mit der schönen Julie erhebt sich das Gespräch in jene Höhen, von denen aus der Alte sich aus dem Tun und Treiben der Menschheit seit Jahrtausenden ein « Alphabet des Weltgeistes » glaubt zusammensetzen zu können. Gegen seine Gewohnheit spricht Goethe von Geheimnissen, in die eindringen zu wollen ihm ehrfürchtige Bescheidung sonst verwehrt. Als habe er ein Sakrileg begangen, erhebt er sich plötzlich von seinem Sitze und sagt: « Laßt mich, Kinder, einsam zu meinen Steinen dort unten eilen, denn nach solchen Gesprächen geziemt dem alten Merlin, sich mit den Urelementen wieder zu befreunden. » Gräfin Julie und der Kanzler treten ans Fenster des Schloßchens. « Wir sahen ihm lange und frohbewegt nach, als er, in seinen lichtgrauen Mantel gehüllt, feierlich ins Tal hinabstieg, bald bei diesem, bald bei jenem Gestein oder auch bei einzelnen Pflanzen verweilend und die ersteren mit seinem mineralogischen Hammer prüfend. Schon fielen längere Schatten von den Bergen, in denen er uns wie eine geisterhafte Erscheinung allmählich verschwand. »

Frédéric Soret,

dessen Papiere Houben in Genf aufgefunden und unter dem Titel
« Zehn Jahre bei Goethe » publiziert hat,

wurde im Mai 1795 in Petersburg geboren. Er entstammte einer Hugenottenfamilie, die in Genf Asyl und Aufnahme ins Bürgerrecht gefunden hatte. Gesundheitsrücksichten zwangen seinen Vater, als Frédéric fünfjährig war, dorthin zurückzukehren. Der Knabe zeigte sehr früh entschiedene Neigung zu den Naturwissenschaften, besonders zur Mineralogie, gehorchte aber dem Wunsch der Eltern, die gerne gesehen hätten, wenn er Theologe geworden wäre. Das Theologiestudium scheiterte in dem Sturm der Entrüstung, den Soret in seiner Prüfungsarbeit bei strenggläubigen Kommissionsmitgliedern durch die Behauptung heraufbeschwor, die sechs Schöpfungstage seien nur symbolisch zu verstehen für Perioden von langer Dauer. Der junge Mann wandte sich nun nach Paris, machte mineralogische Arbeiten und hörte Vorlesungen über Kristallographie, Geologie und Physik und war bei seiner Rückkehr nach Genf 1820 fest entschlossen, Naturforscher zu werden.

Die weimarsche Großherzogin Maria Paulowna, eine Schwester des Zaren Alexander von Rußland, äußerte jedoch den Wunsch, als Erzieher für ihren Sohn Carl Alexander ein Mitglied der Familie Duval zu haben, die in Petersburg dem Zarenhaus treu diente und der Sorets Mutter angehörte. Sorets Großonkel, Etienne Duval, und seine Eltern rieten ihm, dem Ruf Folge zu leisten, und besonders der Rat des Onkels, des einstigen Sekretärs Mirabeaus, war ausschlaggebend. Soret ist bis zur Großjährigkeit Carl Alexanders, 1836, in Weimar geblieben. Er begleitete den Erbprinzen an bestimmten Tagen in Goethes Haus, und während der fürstliche Knabe mit Goethes ungefähr gleichaltrigen Enkeln spielte, widmete sich der Greis naturwissenschaftlichen Gesprächen mit dessen Hofmeister und tauschte

seltene Errungenschaften für seine Sammlung oder Meinungen darüber mit ihm aus. Soret übersetzte die « Metamorphose der Pflanzen » ins Französische und war wegen seiner profunden Kenntnisse bei Goethe hoch angesehen. Sein liebenswürdiger, angenehmer Charakter machte ihn auch im Kreis der Schwiegertochter Ottilie zu einem beliebten Kavalier. Soret lebte nach 1836 in seiner Vaterstadt Genf als verdienstvoller Politiker und angesehener Bürger, der eine in ganz Europa berühmte Sammlung arabischer Münzen besaß.

Sorets Goethe-Bild, das Houben aus Briefen, Tagebuchblättern und andern Dokumenten zusammengefügt hat, ist farbig und lebendig, eben weil es nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war. Es wirkt persönlich, privat und umfaßt das Weimar des letzten Goetheschen Lebensjahrzehnts. Dem Goethe-Bild Sorets fehlen die Spuren des Alters und die Schatten, die das Schicksal unerbittlich auf es geworfen, nicht. Um so größer wirkt die Gestalt des Überwindenden, desto ergreifender leuchtet der Humor aus dem Dunkel, denn es findet sich bei Soret manch reizende anekdotische Überlieferung, die sich mit Eckermanns feierlicher Darstellung nicht vertrüge. In den Aufzeichnungen Sorets finden wir hie und da auch Berichte des schweigsamen Heinrich Meyer, des vertrauten Kunstberaters Goethes, der keine eigenen hinterlassen hat, seinem Landsmann jedoch mancherlei erzählte. Meyer war gewiß, daß sich Soret an dem unsterblichen Residenzklatsch nicht beteiligen würde. Die Übersetzung Houbens hat dem Originaltext nichts von seinem Charme genommen.

Neben der Grazie verrät das Buch viel von der Gemütstiefe Sorets, deren schönstes Zeugnis seine zarte Fürsorge für Eckermann ist.

Friedrich Wilhelm Riemer,
der Verfasser der « *Mitteilungen über Goethe* »,

stammt aus Glatz in Schlesien. Wegen der geringen Ausbildungsmöglichkeiten in der kleinen Stadt kam er schon als Quartaner auf das Gymnasium in Breslau, das dazumal der von Goethe in seinen Xenien verspottete Johann Kaspar Manso leitete. Dieser brachte Riemer von dem Plan, eine künstlerische Laufbahn einzuschlagen, ab und riet seinem Schüler, dessen Begabung ihm auffiel, zum Studium der klassischen Sprachen. Die Erlaubnis Mansos, seine Bibliothek zu benutzen, legte den Grundstein zu Riemers umfassender Bildung. Der Zwanzigjährige kommt nach Halle und wird dort sogleich ein Lieblingsschüler des berühmten Philologen Friedrich August Wolf. Seine beschränkten Geldmittel zwingen ihn, die Magisterlaufbahn einzuschlagen und aus Neigung begonnene Arbeiten immer wieder dem Broterwerb zuliebe zurückzustellen. Aus der Existenz eines von Sorgen geplagten Akademikers erlöst ihn der auf Empfehlung Wolfs an ihn ergehende Ruf Wilhelm von Humboldts als Hauslehrer seiner Kinder nach Berlin und Tegel. Mit der Familie Humboldt geht Riemer im Herbst 1802 nach Rom und lernt durch den Hausherrn die Werke Goethes, Tiecks und Novalis' kennen, die Schlegels, Tieck und Fichte persönlich. Aus dem römischen Paradies wird der welt- und frauenfremde Riemer durch die Leidenschaft für Caroline von Humboldt vertrieben, die ihn völlig aus dem Gleichgewicht wirft. Fernow, der Hofbibliothekar der Herzoginmutter Anna Amalia, dessen Lebensgeschichte seine Verehrerin Johanna Schopenhauer

geschrieben hat, weilte zu Riemers Glück gerade in Rom und nahm den Verzweifelten nach Weimar mit. Im Herbst 1803 lernt Goethe den Neuankömmling kennen und zieht ihn als Hauslehrer seines Sohnes August in sein Haus. Riener ist 1806 mit August Goethes Trauzeuge gewesen. Fünf Sommer lang begleitete er Goethe in die böhmischen Bäder, nimmt an seinen Naturstudien und poetischen Arbeiten teil und wird immer mehr zum unentbehrlichen Gehilfen. Im Kreis der Johanna Schopenhauer und in Jena in demjenigen des Buchhändlers Frommann, des Pflegevaters von Goethes Altersliebe Minchen Herzlieb, haben wir uns Riener meist gegenwärtig zu denken.

Er wird in der Denkweise des Meisters so heimisch, daß Goethe ihm bei der letzten Ausfeilung seiner Werke «völlige Gewalt verlieh, nach grammatischen, syntaktischen und rhetorischen Überzeugungen zu verfahren», sich wiederholende Ausdrücke zu variieren. 1812 heiratet Riener eine Trägerin des schicksalhaften Namens Caroline, die Gesellschafterin von Goethes Gattin, und gründet als Professor am Weimarer Gymnasium einen eigenen Hausstand. Goethe empfindet diese Veränderung schwer und sucht lange vergebens nach einem Manne, den er, wie Riener, «vertrauend in das Innere seiner Korrespondenz, seiner Arbeiten, seiner Verhältnisse» einlassen könne.

Nach Christiane von Goethes Tod, 1816, wirkte sich eine von jeher bestehende latente Spannung zwischen Riener und seinem einstigen Zögling August aus, so daß Goethe seinem Sohn zuliebe, vielleicht auch im Gedanken an seine Gattin, den der Familie Vulpius nicht sonderlich gewogenen Riener auf vier Jahre aus seinem Umkreis verbannte. In dieser von Riener als Quarantäne empfundenen Epoche der Entfremdung hat er aus Haßliebe böse Worte über Goethe niedergeschrieben. Von 1819 an setzte wieder ein regelmäßiger Verkehr Riemers in Goethes Haus ein, und bis zu des Meisters Tod bleibt es, wie Goethe an Humboldt über seine Beziehung zu Riener schrieb: «Unser Verhältnis ist bleibend, wechselseitig, förderlich und nützlich.»

Schon zu Lebzeiten des Dichters hatte Riener lebhaften Anteil an der Begründung eines Hausarchives. Er machte die Briefwechsel mit Schiller und Zelter druckfertig und half bei der Fertigstellung des zweiten «Faust». Die Entstehung vieler Werke hat Riener ja einst aus nächster Nähe mit erlebt, diejenige der Farbenlehre, von «Pandorens Wiederkunft», der Wahlverwandtschaften und der Novellen der Wanderjahre. Große Teile seiner Autobiographie besprach Goethe während der Entstehung mit Riener.

So ist es begreiflich, daß Professor Riener seine Mitteilungen über Goethe mit philologischer Gewissenhaftigkeit und Treue und im Brustton des langjährigen Freundes und Mitarbeiters vorträgt. Als sei er beauftragt, ein Denkmal zu reinigen, setzt er sich unerbittlich eifernd mit allem und jedem auseinander, der etwas geäußert hat, was seinem, Riemers, Goethe-Bild nicht entspricht. Er, der so gewissenhaft sein möchte, daß er von der Haartracht bis zum Gang, von der Kleidung bis zu Gewohnheiten und Charaktereigenschaften des Meisters alles in einzelnen Kapiteln mit größter Genauigkeit zu schildern sucht, hat keinerlei Verständnis für Erscheinungen wie den Weimarer Satiriker Johannes Falk und Bettina von Arnim. Er wertet nur, ob eine Publikation dem Bilde des Meisters in der Öffentlichkeit schaden könnte. Zugleich wird sein Urteil von demjenigen Goethes

bestimmt, und da kommen Falk und Bettina schlecht weg. Obwohl Bettinas Buch über «Goethes Briefwechsel mit einem Kinde» nach neuen Forschungen weit weniger aus Phantasie und Lüge gewoben ist, als man einst annahm, ist es fraglos weder das größte noch das schönste Buch der Dichterin. Es sagt weit mehr über Bettina als über Goethe. Trotzdem würde man sich um die Begegnung mit einer der bedeutendsten deutschen Frauen bringen, wollte man Riemers Charakteristik einer ihm völlig wesensfremden Gestalt verbindlich erklären. Ebensowenig ist Riemers Behauptung, Goethe habe mit ihm solche Gespräche nie geführt, beweiskräftig, wenn man das berühmte Monadengespräch mit Falk in Frage stellen möchte. Das von Müller aufgezeichnete Dornburger Gespräch läßt durchaus die Möglichkeit zu, daß Goethe in besonderer Stimmung so gesprochen haben könnte. Falks Charakterisierung durch Riener läßt uns leicht den Mann falsch und hochmütig bewerten, der, als ihm eine Epidemie alle seine Kinder entriß, Kraft und Größe des Herzens nicht verlor, sondern sich fremden Kindern zuwandte und zum Waisenvater, zum eigentlichen Begründer der inneren Mission wurde. Goethes Gattin hat weder um Riener noch um dessen Frau die gemütsrohen Äußerungen verdient, die sich in seinen Briefen finden und zur offiziellen Darstellung der Ehe in Riemers Buch nicht gut passen. Die von Riener notierten Tischreden, Aphorismen und Aperçus haben oft bedeutenden Inhalt, wirken aber in Riemers Sprache leb- und farblos wie aufgespießte Schmetterlinge. Fast nie gelingt Riener, wie Eckermann und häufig auch Müller und Soret, die Wiedergabe der Goetheschen Diktion. Sein Buch ist reich an Material, strahlt aber nirgendwo den «farb'gen Abglanz des Lebens» aus.

Carl Gustav Carus,

der Verfasser des Buches «*Goethe, zu dessen näherem Verständnis*»,

ist am 3. Januar 1789 als Sohn eines robusten Färbers und einer feinsinnigen Mutter in Leipzig geboren worden. Früh zeigte er Neigung zur Naturwissenschaft und zur Kunst. Er studierte ursprünglich Naturwissenschaften, Philosophie und Chemie und wandte sich aus rein praktischen Erwägungen dem Arztberuf zu. 1809 heiratet er und spezialisiert sich als Geburtshelfer. 1814 wird er nach Dresden berufen und steigt vom Leiter des dortigen geburthilflichen Institutes zum Vertrauensarzt des Adels und der fremden Gesandtschaften bis zum Leibarzt des Königs empor. Er ist Arzt, Forscher, Maler, Mitglied literarischer und künstlerischer Vereinigungen und vieler wissenschaftlicher Akademien. Persönliches Leid blieb dem vielfach Ausgezeichneten nicht erspart. Von elf Kindern starben fünf jung und vier weitere noch vor dem Vater. — Ein flüchtiges Verzeichnis seiner hauptsächlichsten Publikationen gibt einen Begriff von der ungewöhnlichen Vielseitigkeit des Gelehrten. Er hat über die Lebensbedingungen der heiß- und kaltblütigen Tiere gearbeitet, Lehrbücher der Zootomie und der Geburthilfe verfaßt, sich mit dem Kreislauf der Insekten beschäftigt. Er hat Werke über die menschliche Gestalt und Deutungen der verschiedenen Handformen hinterlassen, eine Geschichte des leiblichen Lebens und Vorlesungen über Psychologie und Lebensmagnetismus. Die Bücher über Landschaftsmalerei und über das Erdleben haben Briefform, dem großen romantischen Maler Caspar David Friedrich und Goethe widmete er eigene Studien.

Am 21. Juli 1821 stattete Carus dem Weisen von Weimar seinen einzigen Besuch ab. Er blieb mit ihm im Briefwechsel und war später während des Dresdner Aufenthaltes seiner Schwiegertochter Ottilie und seiner Enkel deren ärztlicher Betreuer. Carus hielt an der Feier von Goethes hundertstem Geburtstag die Festrede und empfing von Ottilie von Goethe die Klauersche Goethe-Büste als Geschenk für seine Sammlung. Er starb im Jahre 1869.

Von allen Goethe-Darstellungen der Goethe-Zeit stammt diejenige von Carus am spürbarsten von einer « gleichatmenden Natur ». Bei der einzigen Begegnung hat der Arzt, Naturforscher und Künstler das Wort Goethes bestätigt : « Über des Menschen Herz läßt sich nichts sagen als mit dem Feuerblick des Moments. »

So gesund, wie er Carus, der sich in diesem Fall auf « Hofberichte » stützen mußte, erschien, ist Goethe allerdings nie gewesen. Er besaß eine Konstitution und einen Instinkt, die ohne angeborene Gesundheit immer wieder zur Gesundheit führten. Was Carus vom Naturforscher, von Goethes Verhältnis zum Menschen und vom Schöpfer Goethe sagt, das konnte nur ein Mann von umfassenden Gaben und kraftvoller Güte begreifen und sagen. Ohne eine Kopie des Goetheschen Stiles zu sein, ist die Sprache des Carus eine dem Gegenstand gemäße, stellenweise geradezu leuchtende. Niemals tritt er in den Vordergrund, vielmehr lockt er den Leser mit zahllosen Zitaten zu Goethe und seinem Werk hin.

Auf seinem eigenen Gebiet, der Naturforschung, tritt mit Carus ein wohl ausgerüsteter Fachmann als willkommener Sekundant an die Seite des intuitiven Genies. Wie Carus Leben und Wirken Goethes mit klarem, für die Zusammenhänge offenem Blick erfaßt, so hat er am stärksten von allen mitlebenden Verehrern sein eigenes Leben und Wirken danach gestaltet, weil er nach ähnelichem Gesetz angetreten ist.

In der Carusschen Darstellung Goethes liegt etwas vom ehrfürchtigen Staunen, das im Geschöpfe den Schöpfer bewundert und das in dem erregenden, Goethes Nachlaß entstammenden Wort mitschwingt:

« Wenn ich an meinen Tod denke, darf ich, kann ich nicht denken, welche Organisation zerstört wird. »

Natur und Kunst

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst in abgemessnen Stunden
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So ist's mit aller Bildung auch beschaffen:
Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen;
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

J.W. Goethe.